

**Zeitschrift:** Werk, Bauen + Wohnen  
**Herausgeber:** Bund Schweizer Architekten  
**Band:** 78 (1991)  
**Heft:** 6: Wohnungsbau - typischer, besonderer = Construction de logements - plus typique, plus particulier = Housing accomodation - more typical, more special  
  
**Artikel:** Multifunktionale Monotonie  
**Autor:** Kähler, Gert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-59177>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

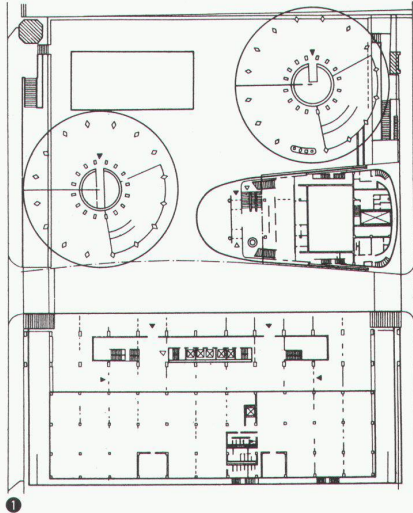
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



1

«Er konnte das Bild wie eine Karte, die an der Wand hing, betrachten. Das ganze Gebiet innerhalb des Rahmens war einheitlich grün, bis auf das farblose Quadrat des Flugplatzes, der direkt in der Mitte der Stadt lag. Um den Flugplatz herum bildete ein mattschwarzes Netzwerk ein weiteres Quadrat, etwa eineinhalb Meilen vom Rand des gepflasterten Gebietes entfernt. Dies wiederum umgab ein anderes Quadrat, das sich um die gleiche Entfernung nach aussen hin erstreckte. Fünf Meilen vom geometrischen Mittelpunkt entfernt war die Stadt schliesslich zu Ende – eine Pyramide mit der Seitenlänge von zehn Meilen. Dieses letzte Quadrat unterbrachen vier riesige Ellipsen, die in jede Seite schnitten; es sah so aus, als hätte jemand in eine riesige Waffel gebissen. Wenn man sich den Biss näher anschaute, konnte man sogar die Abdrücke der Zähne erkennen: Apartmentreihen von achtzig Stockwerken waren auf zehn dreissig Meter hohen zurückgesetzten Fassaden errichtet.

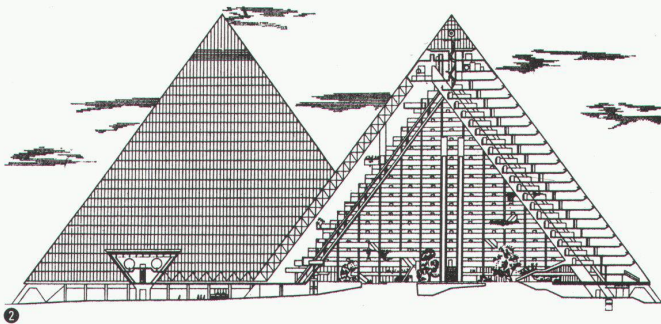
Die chinesischen Mauern, die sich über jede einzelne Ebene der Stadt schlängelten, wiesen das gleiche System der Zurücksetzung auf wie die Ränder der einzelnen Ebenen. Die zweiunddreissig Stufentürme erhoben sich an den Ecken eines jeden Quadrats und an jeder Seite im Verhältnis von 1:2:1:0. Die Türme waren deshalb bemerkenswert, weil sie sich, wie der Flugplatz, grauweiss gegen den gleichmässig grünen Hintergrund abhoben; sonst wären die kleinen konzentrischen Kreise, als die sie auf dem Bild erschienen, aus einer Höhe von drei Meilen nicht mehr zu erkennen gewesen.

Abgesehen von der Regelmässigkeit und den verhältnismässig kleinen Ausmassen hätte Gitler, Missouri, irgendeine Stadt auf der Erde sein können – irgendeine von 100 000 anderen. Und nur die Regelmässigkeit, der vollkommen rationale Grundriss, verriet dem geübten Auge, dass es eine «Katastrophenstadt» war.»<sup>1</sup>

Und nur das geübte Auge kann erkennen, dass es sich bei der Beschreibung dieser Stadt nicht um die ernsthafte Vision eines Architekten – sagen wir: aus dem Anfang der sechziger Jahre – handelt, sondern um den Anfang eines nicht uninteressanten, aber doch trivialen Science-fiction-Romanes. In etwas kleinerer Form wurde sie übrigens tatsächlich gezeichnet, als Wettbewerbsentwurf «Sonne» 1964 von den sowjetischen Architekten Schipkov, Schipkova, Popov und Gawrilin – ein Wettbewerb, der kollektive Wohnformen zum Thema hatte.

Die Stadt «Gitler» wird eine «Katastrophenstadt» genannt, weil sie, in dieser fiktiven Konstruktion einer neuen Welt, einen bestimmten Anteil der Menschheit für den Fall aufnehmen soll, dass es zu einem gewaltigen – militärischen oder ökologischen – Super-GAU kommt. Sie liegt in einer Landschaft von künstlichen Reservaten, in der jedes andere als menschliches Leben ausgemerzt wurde: eine vollständige Stadt in Reserve, nur von einigen Technikern gewartet.

Sie stellt das Ideal einer multifunktionalen Einheit dar, wie es, aus unterschiedlichen Beweggründen, kommerzielle Korporationen und



2

1  
Bertrand Goldberg, Marina City, Chicago,  
Grundriss des Sockelbaus

2  
Schipkov, Schipkova, Popov und Gawrilin,  
Wettbewerbsentwurf «Sonne», 1964



idealische Utopisten gleichermassen anstreben – die einen, weil die «Stadt in der Stadt» einer multifunktionalen Anlage zur Deckung mit sich selbst kommt, das heisst die Gewinne nur in eine Richtung fliessen; die anderen, weil die Reinheit der städtischen Konstruktion der Reinheit ihrer gesellschaftlichen Vorstellungen entspricht – von Thomas Morus' «Utopia» bis zu den japanischen Metabolisten der sechziger Jahre.

Die (im literarischen Sinne durchaus platte) Anspielung auf einen bekannten deutschen Diktator, die im Namen der Stadt mitschwingt, ist immerhin ein deutlicher Hinweis auf die Bedrohung, die von derartigen Modellen ausgeht.

Das Entscheidende dieser Art von Stadt aber ist noch ein anderes, nämlich die Tatsache ihrer 100 000fachen Wiederholung. Es ist die Auflösung der Stadt – und das meint: *einer* Stadt mit identifizierbarem Gesicht – durch eine abstrakte Anhäufung von Materialien, deren Anordnung zahlreichen verschiedenen Tätigkeiten Raum bietet. Es ist die treffende Übersetzung der Ablösung des Individuums durch einen gesichtslosen Funktionsträger.

Den gleichen Vorgang beschreiben Rem Koolhaas und OMA, wenn sie von einer «Globalisierung der Stadtkultur» ausgehen und einer Architektur, die nicht mehr für *eine*, sondern für *die* Stadt gilt. In seinen Entwürfen lässt sich das Büro so weit auf diesen Denkansatz ein, dass man dessen positive Bewertung seitens der Architekten annehmen kann.

Darin liegt in der Tat ein faszinierender Gedanke, so etwas wie die Fortsetzung der Postmoderne durch ihre konsequente gedankliche Weiterführung. Ist die recht verstandene Postmoderne die Ablösung eines Denkens, das auf eine fiktive Einheit gerichtet ist, durch die nicht nur notgedrungen akzeptierte, sondern als *eigentliche* Qualität begrüsste Vielfalt, so wird der Gedanke der Vielfalt bei Koolhaas bis ans Ende getrieben: die unbegrenzte Vielfalt erzeugt eine neue Einheit (übrigens ein Gedanke, der Ideen von Baudrillard aufgreift). Vor OMA hat bereits die italienische Gruppe Superstudio in einer Art satirischer Quizfrage zwölf angeblich utopische Stadtentwürfe zur Diskussion gestellt; in der Auflösung der Frage, welche davon dem Betrachter gefalle, heisst es aber: «Sie haben nicht verstanden, dass die Beschreibungen gar keine imaginären Städte wiedergeben, sondern unsere Stadt, in diesem Augenblick, und alle Städte. Gleichfalls haben Sie möglicherweise nicht einmal gemerkt, dass noch viel halluzinierendere Vorstellungen als die, die wir in diesen armseligen Dörfchen zu beschreiben versuchten, Wirklichkeit werden können, sobald einmal die Logik des Systems noch etwas logischer ist.»<sup>2</sup>

Die Vielfalt als neue Uniform, je mehr Städte es gibt und je grösser sie werden, desto ununterscheidbarer werden sie – auch das ein Vorgang, der Kapitalisten und Idealisten, von entgegengesetzten Punkten des Kreises ausgehend, sich am selben Punkt treffen lässt: der eine, der an

jedem Ort *alles* bauen will (und der Ratio der Technik folgend, alles auf die gleiche Weise), der andere, der *ein* Modell zur Rettung der Welt ersinnt, dieses aber, da es vollkommen ist, für die gesamte Menschheit reproduziert – 2 985 984 Phalanstères hat Charles Fourier errechnet, die für die Weltbevölkerung ausreichen. Heute müssten es noch ein paar mehr sein.

Der Turm zu Babel ist auch heute noch die unterschwellige Sehnsucht aller städtischen Giganten, die immer mehr, immer häufiger nicht nur die schiere Zahl der Geschosse gleicher Nutzung anstreben, sondern (wieder) zum *städtischen* Zeichen werden wollen und deshalb – Stadt in der Stadt – die Vielfalt städtischer Funktionen reproduzieren wollen, mindestens mit einem dekorativen Erdgeschoss, das Läden enthält, einer grossen Halle, einem Brunnen (wenn schon der Boden versiegelt ist), einen Durchgang für die Öffentlichkeit, die so kanalisiert wird. Was aber, wenn der Turm zu Babel nicht an der Höhe, wie berichtet, gescheitert wäre, sondern an der Fiktion der Stadt, die darin enthalten ist, erstickt an einer künstlichen Multifunktionalität? Eines Tages erwachten die Menschen und bemerkten, dass die Qualität von Stadt nicht in der Addition von Funktionen liegt, weil sie, in einem Gebäude versammelt, zwangsläufig und unausweichlich städtische Öffentlichkeit *kanalisieren* (was durchaus im Interesse der Erbauer liegt, nicht aber in dem der Stadtbewohner)?

Nur dass der Umkehrschluss nicht stimmt, der der Monofunktionalität städtische Qualität zuerkennt.

Ohnehin ist die Frage nach der stadtbezogenen Qualität multifunktionaler Bauten nicht so einfach zu beantworten, wie es die Unterscheidung ihrer Bauherren suggeriert – die Kapitalisten, auf finanziellen Gewinn gerichtet ins Kröpfchen, die Idealisten ins Töpfchen. Nicht nur, dass die Frage des Funktionierens noch unbeantwortet ist: ist der Ansatz des Utopisten lobenswert, selbst wenn das Ergebnis nicht funktioniert, und ist eine Anlage schon verwerflich, wenn deren Erbauer Profit machen will? Nein, selbst der Begriff des Multifunktionalen ist in sich problematisch genug. Ist Wohnen nur *eine* Funktion? Ist das überall verbreitete «Wohn- und Geschäftshaus» schon multifunktional – oder erst, wenn auch der Zahnarzt seine Praxis darin eröffnet –, und welche öffentliche Qualität hätte das dann? Ist das Einkaufszentrum ohne Restauration monofunktional? Und macht es der Imbissstand dann zum multifunktionalen Zentrum?

Die Kategorie ist so einfach nicht zu fassen, selbst wenn man sich schnell auf Rahmenbedingungen einigen kann: Eine gewisse Grösse wird vorausgesetzt, Konsum vom Verkaufen bis zur Restauration ist doch wohl immer enthalten; Büros, Wohnen werden als Ergänzung gern genommen, weil sie für eine «Grundbelebtheit» der jeweiligen Anlage sorgen. Das Ideal der «Stadt in der Stadt» also wird gesucht, wobei «Stadt» unter Ausblendung der negativen – oder vermeintlich negativen



– Erscheinungsformen gesehen wird: schlechtes Wetter, Löcher im texturalen Gewebe der Bebauung («Brache» «dirty ward» für Investoren), Bettler und Rockerbanden werden nicht geduldet. «Stadt» wird auf die «sunny side of the street» beschränkt, das Phänomen des «multifunktionalen Zentrums» ist eines von bürgerlichen Schichten, die hier eine heile Welt erblicken (und eine der Kleinbürger, die so ordentlich werden wollen wie ihre bürgerlichen Vorbilder).

Stadt aber ist mehr, und die Differenz zwischen dem Surrogat und der Wirklichkeit beschäftigt uns hier. «Die Rede auch und den luft'gen Gedanken und die Gefühle, auf denen gründet die Stadt, lehrt er sich selbst, und Zuflucht zu finden vor unwirtlicher Höhen Glut und des Regens Geschossen» – so immer noch Sophokles' gültige poetische Definition der Macht des Menschen – Stadt als physischer Schutz und als Ort der zwischenmenschlichen Auseinandersetzung, die man «Öffentlichkeit» nennt. Das ist bis heute der Knackpunkt einer Beurteilung städtischer gebauter Qualitäten. Da hilft der Hinweis nicht, diese Öffentlichkeit sei heute nicht mehr vorhanden, sei manipuliert – ein kleintümlicher Gedanke, wo gerade in den letzten Jahren die Stadt wieder ihre Tauglichkeit für jede Art von Öffentlichkeit bewiesen hat. Die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre konnte nur in Städten wie Berlin entstehen, die tage- und nächtelangen Diskussionen nach der Erschiessung Benno Ohnesorgs brauchten einen städtischen Raum wie den Kurfürstendamm, und die Novemberrevolution in der DDR fand in Leipzig statt, nicht in Genthin oder Neubrandenburg (was nicht besagt, dass nicht auch dort «Revolutionen» in kleinerem Massstab stattfinden könnten; jede Bürgerinitiative beweist es). Die vielgerühmte Stadt des 19. Jahrhunderts, spätestens durch die Berliner IBA wieder als Ideal beschworen, bestand aus einfachen, klar definierten öffentlichen Räumen – Strasse, Platz –, ob darin tatsächlich mehr öffentliches Leben stattgefunden hat als heute im Sinne von Auseinandersetzung (und gar mit einer Obrigkeit), das mag füglich bezweifelt werden. Der öffentliche Dialog, der Streit, die Demonstration bedarf zwar des städtischen Raumes, dessen Vorhandensein allerdings erzwingt sie nicht.

Insofern ist der Hinweis darauf, dass in den fashionablen Passagen einer Stadt wie Hamburg nur Teures und Überflüssiges verkauft wird, zwar in der Sache richtig, er bringt jedoch für die Frage nach der «Brauchbarkeit» künstlicher Einrichtungen wie dieser für eine kritische, städtische Öffentlichkeit nichts, da nur die Frage von Bedeutung ist, ob der vorhandene Raum auch *andere* Nutzungen möglich macht, vielleicht gar stimuliert.

Die typologische Untersuchung multifunktionaler Bauten ergibt ebenfalls keine eindeutige Antwort auf die Frage nach der öffentlichen Tauglichkeit. Immerhin können verschiedene Blickpunkte einer Bewertung betrachtet werden, die Ansätze zu Antworten liefern.

Zunächst geht es um die Frage nach der Position der Bauten im

städtischen Gewebe aus Strassen und Plätzen. Da hat nun die Passage eindeutige Präferenzen, die im Typus begründet sind. Ihre Funktion als Verbindung zweier Strassen macht sie zum – überdachten – städtischen Raum, zum Teil des Wegnetzes. Man kann die Passage nutzen wie eine Strasse, und das fügt gerade die Qualität dem Gebäude hinzu, die es (auf eine andere Weise, als der Begriff üblicherweise verwendet wird) multifunktional macht, und damit im eigentlichen Sinne städtisch: Konsum plus Strasse.

Alle anderen multifunktionalen Gebäude, alle, die keinen Weg von einem Punkt zum anderen definieren, müssen diese Qualität entbehren. Denn nur einen Eingang anzubieten, dahinter eine grosse Halle, macht noch keinen städtischen Platz. Insofern stellt der Bau eines – wie auch immer im einzelnen gestalteten – Gebäudes im Hinblick auf die Einbindung in ein städtisches Muster, und damit in das selbstverständliche Stadtempfinden von Öffentlichkeit gegenüber der Passage, einen beträchtlichen qualitativen Unterschied dar. Was bei der einen, der Passage, Bestandteil des Typus ist, muss beim anderen erst mühsam hergestellt werden, wenn es denn gewünscht ist. Es macht allerdings auch die Gefährdung des Funktionierens der Passagen im kommerziellen Sinne aus, denn wenn der Verbindungsgang nicht als solcher attraktiv ist, wird der *informelle* Durchgang zum *gezielten* Aufsuchen eines Ladens oder eines Restaurants – der angestrebte «Kauf durch optische Verlockung» ist nicht mehr möglich.

Ein zweites Kriterium der Wirksamkeit multifunktionaler Gebäude im Sinne ihrer städtischen Qualität besteht in der Zugangsmöglichkeit. Die grossen Hotelhallen der Bauten eines John Portman in den USA zum Beispiel reduzieren den Zugang durch den – tatsächlichen oder unausgesprochenen – Hinweis, der Passant möge sich als Gast des Hotels betrachten, und das unabhängig davon, ob tatsächlich ein Portier am Eingang Wache schiebt oder nicht. Insofern erreicht auch die Öffnung eines Kaufhauses zum «shop-in-shop»-Käuferlebnis noch nicht das angestrebte Ziel. Das *Bewusstsein*, man befinde sich bei aller Vielfalt in *einem* Laden, macht den ganzen Unterschied aus.

Das dritte Beurteilungsmerkmal schliesslich ist in der räumlichen Wirkung des jeweiligen Gebäudes selbst zu sehen, und wie bei den anderen sind auch hier nur Tendenzen, keine eindeutigen Abgrenzungen zu beschreiben. Hier geht man nicht fehl, wenn man die Übertragung der Merkmale städtischen Bauens auf den multifunktionalen Komplex zum Massstab seiner städtischen Wirkung macht. Nicht ein mehr oder minder abgeschlossenes Gebäude, sondern die Simulation von Strassen, Plätzen, Häusern, die Eigenständigkeit zu besitzen scheinen, erzeugt auch öffentlichen Charakter. Rem Koolhaas hat das verstanden, wenn er in seinen Projekten wie dem Fährschiff-Terminal in Zeebrugge die einzelnen Funktionen von einer Hülle umgeben lässt, in der sie frei hineingestellt wirken. Die Anbindung an das städtische



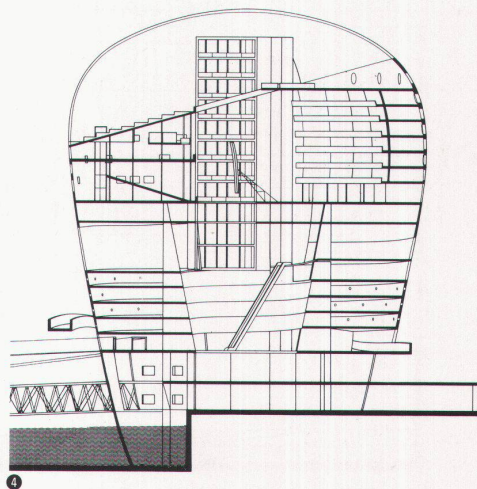
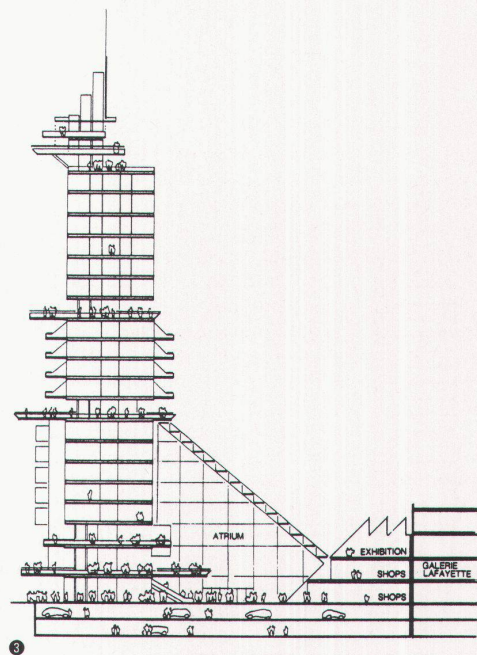
Strassennetz macht ein Übriges aus. Aus dem «Gebäude mit mehreren Funktionen» wird «ein Stück Stadt, von einer Hülle umgeben». Das führt zu der Erkenntnis, dass es nicht ausreicht, nur verschiedene Funktionen zu überlagern: das tat schon Le Corbusier in seinen verschiedenen Unités – übrigens ganz im Gegensatz zum vermeintlichen Credo der von ihm geprägten «Charta von Athen», der Auflösung der Stadt in einzelne Funktionen.

Die Unité stellt den Versuch dar, alle Funktionen der Stadt bis auf eine, das Arbeiten nämlich, in einem Gebäude zu vereinen: Wohnen, Kultur, Sport, Hotel, Konsum, Dienstleistungen (Arztpraxen zum Beispiel). Die Intention dahinter ist die, eine selbständige städtische Einheit zu schaffen: einen unabhängigen Mikrokosmos, der *gegen* die vorhandene Stadt gerichtet ist, sie tendenziell überflüssig machen will. Die Unité stellt eine Kritik an der Stadt dar, nicht ihre Fortsetzung mit anderen Mitteln. Nur erweist sich die Stadt als sehr viel komplexer als in allen Modellen, weshalb die Menschen nicht das Surrogat wählen, sondern das Original.

Darin liegt eine Hoffnung, nämlich die, der Behauptungswille städtischer Kultur werde stärker sein als die vielen Versuche, sie durch Reduktion einzelner Elemente überflüssig zu machen. Es wurde oben schon angedeutet, wie die verschiedenen Varianten multifunktionaler Einrichtungen durch Selektion nur der «sonnigen» Seiten städtischen Lebens Attraktivität gewinnen wollen. Auf einer ersten Ebene geschieht das durch bauliche Massnahmen, deren einfachste die Überdachung darstellt, die die Unbilden des Wetters draussen hält. Das ist so etwas wie die Übertragung der Strassen und Plätze südlicher Stadtkulturen auf unsere nördlichen Gegenden. Die Einschränkung in der öffentlichen Nutzung liegt darin, dass entlang dieser Passagen nur kommerzielle Einrichtungen angeboten werden.

Der nächste Schritt ist in der baulichen Gestaltung einer vermeintlich heilen Stadt zu sehen – am deutlichsten in der pseudomittelalterlichen Ausgestaltung von Läden und Restaurants abzulesen. Die heile Welt, die hier suggeriert wird, soll dem Konsumenten wohlgefallen und ihn zum wohlgefälligen Konsum animieren. Auch hier ist bereits der Ersatz von Stadt angepeilt, nicht nur der Wetterschutz. So schreibt der Architekt der Marina-City in Chicago (und schon die Verwendung des Wortes «City» für ein einzelnes Bauwerk zeigt die Absicht), Bertrand Goldberg: «Stadthygiene wird nicht mehr in erster Linie als eine Funktion der Grünanlagen gesehen. Gesundheit wird aufgefasst als Befreiung von Sorgen, Stadtdunst und Herzattacken, als Resultat physischer Annehmlichkeiten (wie Sauberkeit, Licht und Wärme, ausgeglichene Winter- und Sommertemperatur) sowie kontrollierter Gesundheitspflege (...) Marina-City umfasst Wohnungen, Büros, Theater, Restaurants, Garagen, Einkaufszentren, einen Bootshafen u.a.»<sup>3</sup>

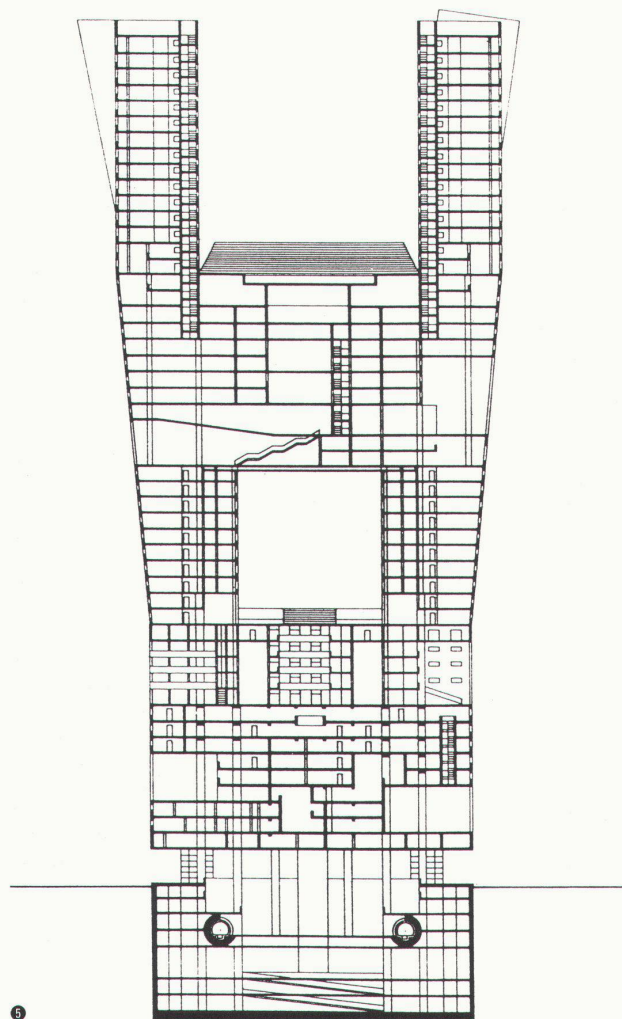
Die *neue Stadt* als Ort eines *neuen Lebens* – das ist es, was bei all



<sup>3</sup> Richard Rogers, Projekt GRC Headquarters, Lyon, 1988, Schnitt

<sup>4</sup> OMA/Rem Koolhaas, Wettbewerbsprojekt Fährschiff-Terminal Zeebrugge, 1989, Schnitt





5

5 Hans Kollhoff, Wettbewerbsentwurf  
«Atlantpole», Nantes, 1989, Schnitt

diesen Modellen gemeint ist, und hier trifft sich die gesellschaftliche Utopie von Morus' «Utopia» bis zu Bruno Tauts «Stadtkrone» mit der heutigen Wirklichkeit aus Portmans Hyatt-Hotels und Goldbergs Marina-City. Die Utopie ist heute eingeholt von der Wirklichkeit, von einer Wirklichkeit allerdings, die von privaten Investoren geschaffen wurde mit der Absicht, Geld zu verdienen.

Mit diesem Ziel vor Augen wird ein weiterer Schritt gegangen, über die Herstellung von idealen äusseren Bedingungen und den Bau einer heilen Stadt hinaus, nämlich der Schritt zur Schaffung einer neuen Welt, die Ort und Zeit aufhebt in der vollkommenen Illusion. Das World Tourist Center in Oberhausen sollte folgende Bereiche umfassen: Wasserpark, Meeresattraktionen, Zirkus, Tivoligarten, Grottenkanal, Fantasiepark mit Kirmes, Weltraumzentrum, Industrieausstellung, Traumaautopavillon, Kunstzentrum, Eisstadion, Kinos, Tanzpalast, Fitnesscenter, Gastronomie, Campingplatz, Bootshafen. Hinzu sollten ein Tagungcenter (33 000 m<sup>2</sup>), Hotels (210 000 m<sup>2</sup>), Einkaufscenter (250 000 m<sup>2</sup>) und Büros (90 000 m<sup>2</sup>) kommen. Es sollte in einer ausgelegten Landschaft errichtet werden, auf einer Industriebrache – Phönix aus der Asche, nur, dass der Phönix ein Surrogat ist und auf der totalen Illusion beruht: «Verschiedene Einzelattraktionen werden in einem grossen, vollständig geschlossenen Gebäudekomplex zusammengefasst. Damit wird auch bei mitteleuropäischem Wetter in klimatisierten Räumen ein ungetrübter Freizeitspass und Urlaub vom Alltag während des ganzen Jahres möglich. (...) Es wird ein «Erlebnisangebot» geschaffen, das voraussichtlich pro Jahr etwa 25 Millionen in- und ausländische Besucher anziehen wird, davon 10 Millionen Touristen.»<sup>4</sup>

Was hier geschaffen werden sollte (und sicherlich an anderem Ort auch geschaffen wird) ist die touristische Bild-Zeitung: ständige Sensation. Es ist eine Sensation, die sich der Sehnsuchtsbilder der Aussenwelt bedient: in der West Edmonton Mall zum Beispiel, der ersten Anlage dieser Art, wurden verschiedene Einkaufsstrassen der Welt nachgebaut, um die Illusion zu vermitteln, man befinde sich in Tokio, Rom oder New Orleans. Nur ist dieses Surrogat von Welt von allen Gebrauchsspuren gereinigt, alterungsbeständig, garantiert Kunst-Stoff.

Kann man sich an einem solchen Ort eine Demonstration vorstellen ausser der unterbezahlter Reinigungskolonnen? Kann hier ein Camille Desmoulins auf einen Tisch springen und zum Sturm auf die Bastille aufrufen, wie es in einem Café im Palais Royal im Jahre 1789 geschah – dem Palais Royal, das das erste moderne multifunktionale Zentrum auf rein kommerzieller Basis genannt werden kann. Aber selbstverständlich soll genau das eben nicht geschehen; schliesslich wird dort nicht Wirklichkeit simuliert oder ein Ort für neue Formen gesellschaftlichen Lebens verfügbar gemacht, wenn denn dieses Leben etwas mit der Austragung unterschiedlicher Interessen zu tun hat. Hier wird so getan als ob, der Regen bleibt draussen wie jedes städtische Leben; die Ver-



wirklich der Utopie führt zur gleichen Monotonie, wie sie in den reinen Gesellschaftsmodellen der Fourier oder Morus enthalten war. Die Multifunktionalität der Anlagen – und das meint nicht nur die World Tourist Centers, sondern alle anderen Bauten auch, die Stadt vorgeben, zu verwirklichen – «spielt Stadt», aber das Spiel unterscheidet sich von der Realität wie Monopoly von der Wirtschaft.

Das Entscheidende bei einer Beurteilung der städtischen Qualitäten geplanter oder vorhandener multifunktionaler Zentren ist, so folgt daraus, nicht die Frage nach der Kommerzialisierung derartiger Anlagen. Die Frage ist die nach der Intention: *Kritik* an der Stadt (das wäre der Ausgangspunkt der Stadttutopien), ihr *Ersatz* durch etwas Neues, vermeintlich viel Schöneres (hier treffen sich die Erbauer der West Edmonton Mall mit Fourier), oder, drittens, der Versuch, die Stadt *fortzusetzen*, wenn auch vielleicht mit neuartigen Mitteln. Die Passage stellt den Bautyp dar, der das am Anschaulichsten verwirklicht: die überdachte Strasse. Aber sie bildet nicht die einzige architektonische Antwort auf die alte Herausforderung der Stadt. *Dass* es sich aber um eine alte Herausforderung handelt, wird häufig – gerade auch von Architekten, die sich neuester technischer Mittel und Methoden bedienen – missverstanden. Das führt dann zu Antworten, die häufig noch den Geist der sechziger Jahre, den Geist einer auf technologische Fragen reduzierten Moderne atmen.

So spricht Richard Rogers von der Suche «nach einer offeneren und dynamischeren, dabei jedoch durchaus harmonischen Architekturordnung, die die Benutzer von den Zwängen eng definierter, endgültiger Formen befreit – eine Geometrie, die durch die Einbeziehung neuer Erfahrungen verändert werden kann und eine geplante, aber auch spontane Evolution zulässt, ohne dabei ihre integrierte Totalität aufzugeben.»<sup>5</sup> Wenn ich den Satz richtig verstehe, dann zeigt Rogers (ohne es zu merken) den alten Konflikt zwischen Flexibilität und der festen Gestalt eines Bauwerkes auf. Dabei ist zugegeben, dass die technischen Möglichkeiten und Anforderungen heute wesentlich komplexer sind als in den sechziger Jahren, als sich Fortschritt darin zeigte, ob man seine Wohnungszwischenwände versetzen konnte. Qualitativ jedoch hat sich nichts verändert; das Fragwürdige in der Architektur Rogers' bleibt seine Auffassung eines Gebäudes als Maschine – vom Centre Pompidou bis zur Lloyd's Versicherung.

Gebäude sind aber Architektur.

Unter diesem Aspekt sind die Stapelung von Hotel- über Büroschossen, die Überdachung eines Atriums mit einer Randzone aus Läden oder ein hausinterner Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr kaum aufregend – gleich, ob die Aufzüge nun innen verlaufen (Portman) oder aussen (Rogers).

Der Unterschied (wenn denn der Zugang zum Atrium tatsächlich so offen stehen wird, wie die Zeichnung suggeriert) zwischen dem

GRC Hauptquartier in Lyon und der Überdachung einer Grossstadtstrasse ist der gleiche, wie der zwischen «geplant» und «ungeplant».

Stadt hat mit dem Ungeplanten zu tun.

Auch die Projekte Hans Kollhoffs muten im Hinblick auf ihre städtischen Qualitäten (soweit diese theoretisch, aus dem Plan vorherzusagen sind) seltsam altmodisch an. «Die Stadt der Zukunft wird an ihrem Potential gleichzeitig verfügbarer Lebensräume gemessen werden. Der Arbeiter im Forschungslabor oder in der Industriehalle erreicht seinen Tennisplatz im Zeitraum von Minuten und ebenso seine Wohnung»<sup>6</sup> – mein Gott, Le Corbusier, wissen Sie noch, 1923? Alles schon gezeichnet? «Stadtleben kann hier konzentriert zur Darstellung kommen, inszeniert und symbolisiert werden. Für Kinos, Theater, Konzertsäle, für Freizeitangebote aller Art und für ein breites Spektrum kommerzieller Funktionen bietet das Grandhotel die nötige Infrastruktur»<sup>7</sup> – Vicki Baum als Demiurg!

Nun erweist sich die Qualität einer Architektur nicht an den Erläuterungen der Architekten; Kollhoffs Bau am Luisenplatz in Berlin schafft mehr «Stadt» als alle verbal beschworenen multifunktionalen Nutzungen. Der entscheidende Punkt meiner Kritik aber trifft den Versuch überhaupt, Stadt zu «inszenieren» – denn Stadt entsteht gerade durch das Gegenteil; die Aufgabe des Architekten liegt in dem Paradox, dem *Ungeplanten* eine *Bühne* zu schaffen.

Das erreicht – vom konzeptionellen Ansatz her – am ehesten Rem Koolhaas /OMA mit ihrer «culture of congestion», ein Begriff, der kaum zu übersetzen ist. Sie legen die Stadt als Vorhandenes zugrunde, nicht als zu Verbessernes. Das bedeutet nicht die Akzeptierung allen Übels in der Stadt, von der Wohnungsnot bis zu den gebauten Scheusslichkeiten; es bedeutet aber, das Konglomerat aus Ideen, Leben, Bauten, Phantasie, das «Stadt» genannt wird, als Qualität zu erkennen. Wenn man das kann, dann wird man (wie Koolhaas) die Kunstwelt der Radio City Music Hall im Rockefeller Center, den Vergnügungspark Coney Island und die Strassen durch Manhattan gleichermassen schätzen (eine andere Frage ist, ob die Entindividualisierung der Stadt, die zweifellos derzeit fortschreitet, positiv betrachtet werden kann. Und eine dritte, ob die verwirklichten Bauten von OMA den Ansatz übersetzen können).

Der Nachbau von Stadt als Problem, das Surrogat auf dem Prüfstand des «wirklichen Lebens» – da ist es schon beinahe gleich, ob Developer und Designer dasselbe wollen in der ideologischen Intention. Für uns, die wir mit den Geräten leben müssen, stellt sich vielmehr die Frage, ob sie uns so akzeptieren, wie wir – jeder anders – sind. *Gert Kähler*

#### Anmerkungen

1 J. Blish/ N.L. Knight: *Tausend Milliarden glücklicher Menschen*. Hamburg/Düsseldorf 1969, S. 20 f

2 Superstudio: *Drei Warnungen vor einer mythischen Wiedergeburt des Urbanismus*. archithese 1/72, S. 36

3 zitiert nach: S. Macetti: *Grosswohneinheiten*. Berlin 1968, S. 95

4 *Unternehmenskonzept: World Tourist Center Oberhausen/ West Germany*. Edmonton 1989, S. 7

5 Themenheft «Richard Rogers» «architecture & urbanism» Nr. 12/1988 (Einleitung: unveröff. Übersetzung)

6 H. Kollhoff in: *Architettura della Metropoli*, Milano 1990, S. 46

7 H. Kollhoff: *Réalisations et Projets 1979–1989*, S. 51, Berlin 1990